

Gunther Tietz

Von der Notwendigkeit, „Ich“ zu sagen

Gedanken über den bisexuellen Mythos und die Erfahrung sexueller Individuation

Aus:

Agnes Frei/Christoph Klimke (Hg.)

Lieb doch die Männer und die Frauen

Bisexualität – der zweite siebte Himmel?

Essays und Reportagen

Gedichte und Geschichten

Rowohlt, Reinbek bei Hamburg, 1989

ISBN 3-499-12542-0

Der Begriff Bisexualität schillert wie kaum ein anderer: Was ist gemeint? Hermaphroditismus? Auf beide Geschlechter gerichtete sexuelle Orientierung, auch „Ambisexualität“ genannt? Zwischen diesen beiden Polen – die miteinander in Beziehung stehen können, aber nicht müssen – schwanken die Definitionen seit jeher; von Phänomenen wie Transsexualismus, die manchmal noch heute der Bisexualität subsumiert werden, zu schweigen.

Der Mythos vom Hermaphroditos weist dabei in genau die entgegengesetzte Richtung wie der berühmtere von den drei Geschlechtern, die Platon in seinem „Symposion“ dem Komödiendichter Aristophanes in den Mund legt.

Im ersten Fall verliebt sich eine Quellnymphe in den Sohn des Hermes und der Aphrodite und darf ihr Geschlecht mit dem seinen vereinen.

Was hingegen Aristophanes bei Platon äußert, geht vom Gegenteil aus, von einer mythischen größeren Einheit Mensch, bestehend aus entweder zwei jetzigen Männern oder Frauen oder eben einem Mann und einer Frau. Jeder der von den Göttern um seine andere Hälfte beraubten heutigen Menschen sucht nach seinem Gegenstück, wobei wiederum dieses hermaphroditische „dritte Geschlecht“ heutzutage also die große Gruppe der Heterosexuellen bildet.

Derlei mythische Doppelpersonen üben offenbar eine immer größer werdende Anziehungskraft aus, deren Ursache von alters her in der wohl allen Menschen gemeinen Sehnsucht nach – mythischer! – Einheit, nach Ergänzung der eigenen, stets als unvollkommen empfundenen Existenz liegt; eine Sehnsucht, die sich vornehmlich im sexuellen Akt zu verwirklichen sucht.

„Ertrinken, versinken, / unbewußt höchste Lust!“

In den letzten zwanzig Jahren hat sicher das sich wandelnde Rollen- und Geschlechterverständnis zu dieser Konjunktur beigetragen, deren Folgen für Individuum und Gesellschaft noch nicht ganz absehbar sind, die aber bereits etwas ebenso Schillerndes, Zwierspältiges besitzen wie der Mythos selbst.

Auch das Erscheinen von Charlotte Wolffs Studie hat es mitbewirkt, daß gerade in der Frauenbewegung oftmals eine partielle Gleichsetzung von geschlechtlicher Emanzipation und „ausgelebter“ Bisexualität stattfand und weiter stattfindet.

Wolff bescheinigt bisexuellen Frauen durchweg mehr Phantasie *und* Durchsetzungsvermögen, mehr Energie *und* mehr Zärtlichkeit; also eine alles in allem geglückte und erfolversprechende Verbindung beider Geschlechterrollen. Hinzu kommt das Hand-in-Hand-Gehen von Frauen- und Lesbenbewegung, etwas, das Männerbewegte und Schwule niemals zustandebringen werden.

Auch die Tatsache, daß statistisch gesehen relativ sehr viel mehr Frauen bisexuell sind als Männer (hier verstanden als in ihrer sexuellen Präferenz nicht festgelegt auf ein Geschlecht), spielte bei diesem „Siegeszug“ sicher eine Rolle. Hinzu kamen und kommen die Schwierigkeiten, die viele „Fortschrittliche“ oder „Linke“ mit dem Phänomen Homosexualität und mehr noch mit Lesben und (vor allem) Schwulen haben. Hier bot Wolffs These von einer allgemeinen Bisexualität einen Ausweg. Eine derartige „Gleichheitsforderung mit der pathetischen Berufung auf alles, was Menschenantlitz trägt“, versucht jedoch „von einer scheinbaren Regelmäßigkeit auszugehen“, was Hans Mayer zu Recht als „unaufgeklärt“ verurteilt, denn es ignoriert „die Ungleichheit im Menschlichen, nicht bloß im Gesellschaftlichen“.

Heute jedenfalls besteht ein weitverbreitetes Bedürfnis nach Entdeckung und „Verwirklichung“ der eigenen Bisexualität.

Ich will versuchen, die psychische und die soziale Ebene voneinander zu unterscheiden. Im Innern eines Menschen gelten ganz andere Regeln als im Umgang mit anderen. Zum einen geht es darum, was die Bewußtwerdung eigener bisexueller Komponenten für den Prozeß der Individuation, der Selbstverwirklichung im Innern, bedeutet; zum anderen darum, wie man mit diesem Bewußtsein im äußeren Leben umgeht.

Ganz sicher gilt, was C. G. Jung dazu sagt:

„Kein Mann nämlich ist so ganz nur männlich, daß er nichts Weibliches in sich besäße... Die Verdrängung weiblicher Züge und Neigungen führt natürlich zu einer Anhäufung dieser Ansprüche im Unbewußten.“

Daher sollte man mit sich selbst und dem Unbewußten vorsichtig umgehen. Völlige Klarheit wird sich nicht erlangen lassen, weshalb sich Identifikationsmodelle empfehlen. Sogar Charlotte Wolff, die große Predigerin der Bisexualität, räumt ein, daß unsichere Geschlechtsidentität zu quälender Angst und Selbstentfremdung führen kann.

Es ist aber noch etwas ganz anderes, sich seines dunklen Beziehungsgewirrs zum Unbewußten ein wenig bewußter zu werden, indem man sich über seine eigene „innere Bisexualität“ klarer wird, oder diese «Funktion, die nach innen gehört» (Jung), nach außen zu kehren. Für den Prozeß der Individuation ist es von großer Bedeutung, daß man sich dieser Beziehung bewußt wird, *um sich nämlich auch davon unterscheiden zu können*: Alles Bewußtsein ist Unterscheidung. Und nicht alles, was in mir ist, ist „Ich“. Und nicht alles, was „Ich“ ist, taugt für den Umgang mit anderen. In unserem tiefsten Innern sind wir alle monströs. Damit wir einander nicht zerfleischen, haben wir eine Schutzinstanz errichtet, unser soziales oder Außen-Ich, das Jung die „Persona“ nennt:

„Die Persona ist ein kompliziertes Beziehungssystem zwischen dem individuellen Bewußtsein und der Sozietät, passenderweise eine Art Maske, welche einerseits darauf berechnet ist, einen bestimmten Eindruck auf die anderen zu machen, andererseits die wahre Natur des Individuums zu verdecken. Daß letzteres überflüssig wäre, kann nur der behaupten, welcher mit seiner Persona dermaßen identisch ist, daß er sie selbst nicht mehr kennt, und daß ersteres unnötig sei, kann nur der sich einbilden, welcher der wahren Natur seiner Mitmenschen unbewußt ist.“

Es geht mir nicht darum, irgendeinen wesentlichen Bereich des eigenen Lebens zu unterdrücken, zu verdrängen. Aber nicht alles, was der eigenen Entdeckung lohnt, ist anderen zumutbar, mitteilbar.

So wie die Identifikation mit der sozialen Rolle ein Selbstbetrug ist, ist die totale Verwirklichung des Innern im Außen – sozialer Selbstmord. So wie es sinnvoll ist, sich der

Maskenhaftigkeit der eigenen sozialen Rolle bewußt zu sein, so ist es notwendig, diese Rolle dennoch zu spielen: „Trage deine Maske, Agamemnon. Ich trage meine.“ (Christine Brückner)

Und darauf kommt es im Leben doch an, daß man seine Rolle spielt, ohne sich selbst zu verlieren. Die Klärung dieses Verhältnisses von Innen und Außen, die *Unterscheidung* ist wohl einer der entscheidendsten Schritte auf den Weg zur Individuation – was ja auch Unverwechselbarkeit bedeutet – Erwachsenwerden heißt.

Frauen haben es da wahrscheinlich leichter: Es gibt amerikanische Untersuchungen zur jugendlichen Androgynität, deren Ergebnisse nahelegen, daß „maskuline“ Mädchen weniger ängstlich sind als die, die den traditionellen Geschlechterrollen entsprechen. „Feminine“ Jungen leiden hingegen eher unter emotionalen Störungen als ihre „normalen“ Alters- und Geschlechtsgenossen. Das leuchtet ein; denn es sind ja durchweg die sogenannten männlichen Eigenschaften, die auf der gesellschaftlichen, der sozialen Ebene Erfolg versprechen: Rationalität, Durchsetzungskraft, ja Härte. Umgekehrt wird ein in diesem Sinne bisexueller (also eigentlich psychisch androgyn) junger Mann zwar vielleicht seelisch bereichert, seine soziale Stellung wird jedoch – so wie diese Gesellschaft im allgemeinen nun einmal ist – unterminiert. Es mag vielleicht einem allgemeinen Ziel der Emanzipation dienen, eine möglichst allumfassende Selbstverwirklichung zu propagieren, derzufolge möglichst alle Menschen möglichst alle ihre Anlagen (oder wie immer man das nennen mag), die in ihnen vorhanden sind, egal ob „männliche“ oder „weibliche“, konkret ausleben sollen. Und vermutlich verspricht man sich davon auch, daß dies die Gesellschaft verändert.

Meine skeptische Frage lautet jedoch, ob das, was für alle und insgesamt gut ist, auch für jeden einzelnen taugt; ob also jemand, der innerlich einigermaßen stabil und mit seiner äußeren Rolle nicht unzufrieden ist, sich um jeden Preis – und also möglicherweise mit der Folge einer nicht unerheblichen inneren Verunsicherung und äußerer Sanktionen – auf diese allgemeine Androgynitäts- und Bisexualitätsforderung einlassen sollte.

Könnte es nicht auch, um es mit Odo Marquard zu sagen, sinnvoll sein, dort, «wo es keine zwingenden Gründe fürs Abweichen gibt – nach Üblichkeiten zu handeln»? Der Philosoph gibt zu bedenken, daß unser Leben – das Leben des einzelnen, um den allein es mir geht – viel zu kurz ist, «um sich von dem, was er schon ist, in beliebigem Umfang durch Ändern zu lösen: er hat schlichtweg keine Zeit dazu».

Etwas ganz anderes bedeutet es, *aus zwingenden Gründen* ändernd in sein eigenes Leben einzugreifen. Davon können beispielsweise Homosexuelle ein vielstrophiges Coming-out-Lied singen. Aber den Vorzug der Konventionen, die Erleichterung, die ein Identifikationsmodell bietet, abzuleugnen, mag zwar zeitgemäß sein, ist aber unvernünftig.

Frauen, wie gesagt, haben es da leichter, jedenfalls in unserer *Gesellschaft*. Und wer die Gesellschaft verändern will, sollte behutsam Vorgehen, sonst bleiben zu viele *Menschen* auf der Strecke.

Dem Einwand, daß damit eine allgemeinverbindliche „Normalität“ postuliert werde, allzuoft bis in jüngste Zeit eine Waffe gegen abweichendes soziales und sexuelles Verhalten, möchte ich entgegenhalten, daß ein allgemeinverbindliches Bisexualitätspostulat der zwischenmenschlichen Toleranz auch nicht eben dient.

Charlotte Wolff behauptet, der androgyn Typus „erfreute sich der Vorzüge beider Welten“. Und deren Nachteile hat er ganz abgelegt? Geht denn das so einfach, sich über alle

inneren und äußeren Grenzen hinwegzusetzen und mit dem Sänger zu jubilieren: „Fühlst du nicht an meinen Liedern, / Daß ich Eins und doppelt bin?“ Wer bin ich denn dann? Werde ich mir da nicht selber fremd, undefinierbar?

Die heterosexuelle Mehrheit wird im Bisexuellen stets den verkappten Homo sehen, wie die Homosexuellen, die ihm seine Heterosexualität verübeln werden. Und entzieht sich der „eindeutig“ Bisexuelle nicht auch der *Möglichkeit*, mit *einem* Partner glücklich zu werden?

Der völlig entgrenzte, von jeder Bindung freie, sich nach allen Richtungen hin exzessiv selbstverwirklichende Mensch – das ist eine Illusion, und seine Inkarnation wäre ein Ungeheuer. Der befreite Bisexuelle – er ist ein Lieblingskind der Emanzipationsbewegung, ihr Traumenschon von einer besseren Welt. Aber hier und jetzt ist er auch eine repressive Instanz, die andere, mindestens ebenso reale und vielleicht wichtigere Probleme wie die Frage nach dem Unterschied zwischen den Geschlechtern oder die nach der gesellschaftlichen Bedeutung der Homosexualität (und das heißt ja, nach der eigenen Einstellung zu beidem) oft verdrängt oder gar unterdrückt. Es ist dies natürlich eine gar nicht so neue Variante des alten Streits: Allen das gleiche oder jedem das seine?

C. G. Jung setzt zwar eine innerpsychische Bisexualität voraus; mit der Geschlechtsreife konstellieren sich ihm zufolge die Archetypen Anima (verkürzt: die weiblichen Anteile im Mann) beziehungsweise Animus (die männlichen Anteile in der Frau). Während des Erwachsenwerdens wird die Frage der sexuellen Orientierung – und auch die umfassendere Frage der Geschlechtsidentität – dadurch entschieden, daß der Mann das Wirken des Anima-Archetyps „integriert“ (Heterosexualität) oder ob er sich „mit ihm identifiziert“ (Homosexualität). – Für Frauen, die Jung, wie zurecht oft beklagt, nicht oder nur am Rande berücksichtigt, würde demnach Entsprechendes für den Animus gelten.

Ein Schwanken zwischen den beiden Polen „Integration“ und „Identifikation“ wäre demnach die Situation des Bisexuellen.

Das Individuum muß und wird sich entscheiden, unterscheiden, definieren. Er muß sich *zumindest* darüber im klaren sein, was an ihm auf welche Seite gehört und wie er leben will. Denn ich selbst aber muß wissen, wer ich bin und als wen und was ich mich der Welt präsentiere.

Literatur

- Christine Brückner, *Wenn du geredet hättest, Desdemona. Ungehaltene Reden ungehaltener Frauen*, Hamburg 1983
- C. G. Jung, *Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten*, in: *Gesammelte Werke, Siebenter Band, Zwei Schriften über analytische Psychologie*, Olten 1971
- Odo Marquard, *Abschied vom Prinzipiellen*, Stuttgart 1981 Hans Mayer, *Außenseiter*, Frankfurt 1975 Charlotte Wolff, *Bisexualität*, Frankfurt 1979
- Hans Mayer, *Außenseiter*, Frankfurt 1975
- Charlotte Wolff, *Bisexualität*, Frankfurt 1979

Rechteinhaber-Notiz: Des (inzwischen verstorbenen) Autors rechtlichen Nachfolger konnten bis heute, 1. April 2012 nicht ausfindig gemacht werden, um eine Reproduktionsgenehmigung seines Artikels einzubohlen, nachdem auch die Buchrechte abgelaufen sind und die zuständigen Copyright-Organisationen nicht weiterhelfen konnten. Für jegliche Hinweise ist der Homepageinhaber dankbar.